

REZENSION: GESCHICHTSJOURNALISMUS. ZWISCHEN INFORMATION UND INSZENIERUNG

Geschichtsjournalismus als besonderen journalistischen Arbeitsbereich gibt es in Deutschland sei über 30 Jahren, seit 1984 auch eine spezifische hochschulgebundene Fachjournalistik. Jetzt hat die allgemeine Kommunikations- und Medienwissenschaft dieses Gebiet als eine „neue Form von Journalismus“ entdeckt. Das jedenfalls schreiben die Herausgeber dieses Bandes in ihrer Einführung (S. 7). Das Buch entstand aus einer gemeinsamen Tagung der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt im Jahr 2009.



Herausgeber: K. Arnold, W. Hömberg, S. Kinnebrock
Titel: Geschichtsjournalismus. Zwischen Information und Inszenierung
Reihe: Kommunikationsgeschichte, Band 21
Rezensent: Prof. Dr. Siegfried Quandt
Preis: EUR 29,90
Umfang: 320 Seiten
Erscheinungsjahr: 2010, 1. Auflage
Verlag: LIT
ISBN: 978-3-643-10420-5

Die Herausgeber sind Professorinnen und Professoren für Medien- und Kommunikationswissenschaft beziehungsweise Kommunikationstheorie und für Journalistik. Die Kommunikations- oder Medienwissenschaft bestimmt außerdem bei zehn der sechzehn Autorinnen und Autoren des Bandes die Perspektive. Die restlichen sind Medienhistoriker und Ausstellungsfachleute; einer ist Fernsehjournalist.

Das Buch ist in fünf Abschnitte gegliedert:

- I Prämissen und Perspektiven des Geschichtsjournalismus
- II Geschichtsjournalisten
- III Gedenktagsjournalismus
- IV Populäre Vermittlung von Geschichte
- V Zur Geschichte des Geschichtsjournalismus

Im ersten Abschnitt werden grundlegende Fragen des Geschichtsjournalismus angesprochen, zum Beispiel Gegenwart Bezüge und das Verhältnis zwischen Geschichtswissenschaft und Geschichte in den Medien.

Als Erstes bietet Walter Hömberg einen Beitrag über „Die Aktualität der Vergangenheit“ (S. 15 ff.). Hier erwartet man eine geschichtstheoretische und kommunikationswissenschaftliche Fundierung. Stattdessen gibt es lockere Bezüge auf historische Figuren wie den Romanautor Karl Ferdinand Gutzkow (1811 - 1878) oder ältere geschichtswissenschaftliche Publikationen wie Fritz Fischers „Griff nach der Weltmacht“ (1961). Nützlich ist seine Übersicht über populäre Geschichtszeitschriften (S. 19 ff.). Als wissenschaftlich unfundiert und fachjournalistisch problematisch muss man seine Darstellung über

Geschichtssendungen im Fernsehen bezeichnen. Die Sendungen des Leiters der Zeitgeschichtsredaktion des ZDF, Guido Knopp, und deren Erfolge (seit 1984) mag man unterschiedlich beurteilen, Hömberg kennt aber offenbar nur die Produktionen seit 1996. Für die erfolgreiche Reihe „Die Deutschen“ hat er nur das ironisch-hämische Urteil „Kopfsalat mit Historikern“ übrig (S. 24). Knopp wird in mehreren Beiträgen dieses Buches nach dieser Einstimmung vorwiegend als negative Referenzfigur angesprochen.

Ganz anders und geschichtstheoretisch fundiert geht der Autor Horst Pöttker die grundlegende Frage der Gegenwartsbezüge an, nämlich geschichtstheoretisch stringent und fachjournalistisch in Beispielen.

Der Historiker Frank Bösch verfolgt den Aspekt „Medialisierung der Zeitgeschichte“ (nach 1945). Dabei geht er auf einzelne Publikationen und Personen ein und zeichnet ein weiches Bild der harmonischen „Kooperation zwischen Geschichtswissenschaft und Medien“ (S. 49).

Ein besonderer Lesegenuss ist der Erfahrungsbericht des Redakteurs, Produzenten und Programplaners Jochen Kölsch über Geschichte im Fernsehen. Klar, fundiert und mit Bezügen zur wissenschaftlichen Zeitgeschichte gibt er einen systematischen Überblick über seine fachjournalistische Herangehens- und Denkweise beziehungsweise seine Erfahrungen.

Der herausragende Beitrag im Abschnitt „Geschichtsjournalisten“ ist der des Mitherausgebers Klaus Arnold mit der Fragestellung „Geschichtsjournalismus – ein Schwellenressort?“. Er geht unter dem Rahmenbegriff Erinnerungskultur Institutionen der Geschichtsvermittlung durch und stellt fest, dass Geschichtsjournalismus „als Fachjournalismus ein eigenständiges Berichterstattungsfeld mit eigenen Strukturen“ ist (S. 89 ff.). Grundlage seiner Aussagen ist eine explorative Befragung leitender Geschichtsredakteure von fünf Fernseh- und vier Radiosendern, vier Zeitungen und fünf Geschichtszeitschriften. Aus seiner Analyse ergab sich für ihn unter anderem die „Erkenntnis, dass sich die Deutschen in erster Linie aus dem Fernsehen über Geschichte informieren“ (S. 88).

Die öffentliche Wirkung der Geschichtsjournalisten schätzen Senta Pfaff-Rüdiger, Claudia Riesmeyer und Michael Meyen in ihrem Artikel „Deutungsmacht des Fernsehens?“ (S. 109 ff.) dagegen anders ein. Sie wollen den Einfluss der Geschichtsjournalisten des Fernsehens auf das Geschichtsbewusstsein unserer Gesellschaft und damit deren Deutungsmacht feststellen. Dazu wurden 12 Geschichtsjournalisten und 57 Zuschauer befragt. Ihr theoretischer Hintergrund ist der Akteur-Struktur-

Ansatz von Uwe Schimank. Danach wird das „handelnde Zusammenwirken“ der Redaktionen, des Publikums, der Historiker und der Zeitzeugen behauptet. Mit dieser Grundannahme, dem Mangel an Wirkungsforschung und der Redaktionsferne wird dieser Beitrag dem Entscheidungsspielraum der Fernseh-Geschichtsjournalisten und der gesellschaftlichen Wirkung ihrer Produktionen nicht gerecht. Hier wäre teilnehmende Beobachtung sinnvoll gewesen. Die Aussagen kommen zudem ganz überwiegend aus der ARD, also der Konkurrenz des ZDF, und lassen die notwendige Distanz vermissen.

Jürgen Wilke interessiert in seinem Beitrag „Journalismus und Geschichtsschreibung“ die „lebensgeschichtliche Verbindung von journalistischer Tätigkeit und Geschichtsschreibung“ (S. 127). Er geht dabei bis ins 17. Jahrhundert zurück, bezieht aber die Vorgänge und Dokumentationen der Kooperation beider Berufsgruppen seit den 1980er-Jahren nicht mit ein – zum Beispiel die Aktivitäten der „Arbeitsgemeinschaft Geschichtswissenschaft und Massenmedien“. Dennoch zeigt Wilke die „Entfremdung“ beider Zünfte seit dem 19. bis ins 21. Jahrhundert an personalen Beispielen wie etwa Joachim Fest plausibel auf (S. 134 ff.).

Im dritten Abschnitt über „Gedenktagsjournalismus“ ragt der Artikel von Ilona Ammann zum gleichen Stichwort hervor. Sie folgt der „Frage nach dem Verhältnis von Journalismus und Erinnern“ (S. 154). Ihre Basis sind soziologische, kultur- und geschichtswissenschaftliche Gedächtnistheorien. Leitkonzept ist der Begriff „Erinnerungskultur“. Was hier fehlt, ist die systematische Verbindung zwischen der theoretischen Perspektive und reflektierter praktischer Erfahrung oder Beobachtung.

Ebenfalls dem Gedenktagsjournalismus widmet sich der Beitrag von Martin Krieg. Er analysiert die Presseberichterstattung über den Gedenktag zum 20. Juli 1944 seit den 1950er-Jahren, und zwar mittels Inhaltsanalyse von sechs überregionalen Zeitungen und Umfragedaten. Damit waren auch langfristige Agenda-Setting-Effekte zu untersuchen. Er kommt unter anderem zu dem Ergebnis: „Die Medien verlängern durch die Rethematisierung von historischen Ereignissen das kommunikative Gedächtnis und ermöglichen so deren Aufnahme ins kollektive Gedächtnis“ (S. 190).

André Donk und Martin Herbers untersuchen die zentralen mentalen und kommunikativen Vorgänge des öffentlichen Erinnerns und Vergessens auf der Grundlage eines Forschungsprojekts. Sie beschreiben ausgiebig die theoretische Fundierung und Methode. Als empirisches Beispiel nehmen sie die Gedenktagsberichterstattung zum

11. September 2001 in deutschen und amerikanischen Qualitätszeitungen zwischen 2002 und 2008. Eines ihrer interessanten Ergebnisse ist, dass der Journalismus „in nur wenigen Jahren einen zentralen Erinnerungskern (schafft)“ (S. 205) – „wahrscheinlich entlang wichtiger Nachrichtenwerte“ (S. 213).

Im Abschnitt „Populäre Vermittlung von Geschichte“ geht es um archäologische Fernsehdokumentationen und um große Geschichtsausstellungen. In systematisch eindrucksvoller und durch zwei Beispiele gut untermauerter Weise zeigt Stefanie Samida das Rollenbild der Archäologen beziehungsweise die Funktion der Archäologie in einschlägigen Fernsehdokumentationen. Die wissenschaftlichen Fachleute sind für das Fernsehen „Ausgräber und Entdecker, Abenteurer und Held“ (S. 219). Deutlich kommt auch der Gegensatz zwischen der wissenschaftlichen und der medialen Logik heraus: „Das Medium ‚Fernsehen‘ (...) unterliegt eigenen und damit anderen Regeln, als von der Wissenschaft zumeist eingefordert“ (S. 230).

Manuela Glaser, Bärbel Garsoffky und Stephan Schwan thematisieren die Darstellungsform „Re-enactment“ in archäologischen Fernsehdokumentationen und ihren Einfluss auf die Rezeption; dabei nehmen sie Bezug auf die psychologische Forschung. Der Einsatz solcher Schauspiel-Szenen fördert offenbar – wie zu vermuten war – „das Hineinversetzen in die dargestellte Epoche“ (S. 243).

Zu diesem Abschnitt hat Alexander Schubert einen Artikel über kulturhistorische Großausstellungen im Zeitraum von 1977 bis 2006 beigesteuert. Eine Referenzgröße für Erfolge ist dabei wiederum Guido Knopp, in diesem Fall mit seiner Fernsehserie „Die Deutschen“ (S. 255). Die zehn erfolgreichsten Geschichtsausstellungen hatten jeweils Besucherzahlen von über 300.000. Die erste Folge der genannten ZDF-Serie hatte 6,48 Millionen Zuschauer.

Der letzte Abschnitt des Bandes bringt zwei Beiträge zur Geschichte des Geschichtsjournalismus.

Medienhistoriker Edgar Lersch liefert zwei Berufsbiografien aus den Anfängen des Geschichtsfernsehens (1958 – 1962). Aus guter Kenntnis stellt er gleich eingangs fest: „Die Verständigung zwischen Wissenschaft ... und den Fernseh-Machern ... ist schwierig“ (S. 272). In seinen Ausführungen über die Fernsehpioniere Heinz Huber und Artur Müller stützt er sich auf Redaktionsunterlagen. Damit liefert er ein Stück Redaktionsforschung bis zu „Usancen“ der Redaktion und interner Kritik an Produktionen (S. 279).

Der Band schließt mit einem Beitrag von Christian Hißnauer über „Geschichtsspiele im Fernsehen“. Anhand von Beispielen untersucht er den Umgang mit Fakten und Fiktionen in dieser semidokumentarischen Form. Gleich eingangs fragt er polemisch: „Hat Guido Knopp das Re-enactment erfunden?“ Er bezeichnet ihn als die „umstrittenste Figur im Bereich der fernsehspezifischen Geschichtsaufbereitung unserer Zeit“ (S. 294) – ohne offenbar die meisten seiner Produktionen zur Kenntnis zu nehmen. In der Literaturgrundlage seiner Ausführungen fehlt das einschlägige Buch zum Thema von Franz Neubauer („Geschichte im Dokumentarspiel“, 1984). Im Übrigen weist er in seiner fernsehhistorischen Darlegung mit Recht auf „die Vielfältigkeit semidokumentarischer Formen ... im Fernsehen der 1960er und 1970er Jahre“ hin (S. 312).

Die 16 Beiträge des Bandes haben ein sehr unterschiedliches Niveau – wissenschaftlich und fachjournalistisch. Vielen Artikeln fehlt die operative Nähe zur Redaktionsarbeit. Das dürfte vor allem Studierende der Journalistik/Fachjournalistik enttäuschen. Das größte Manko in der Beziehung ist, dass sich keine Autorin und kein Autor eingehend und hinreichend mit den zahlreichen Sendungen und Sendereihen der Redaktion Zeitgeschichte des ZDF auseinandergesetzt hat, nicht einmal mit den Einschaltquoten.

Insgesamt fehlt es aber nicht nur an Redaktions-, sondern an Nachrichtenwert- und Wirkungsforschung.

Dennoch ist es für die Wahrnehmung und Diskussion des fachjournalistischen Arbeitsbereichs Geschichtsjournalismus gut und zum Teil durchaus ergiebig, dass und wie sich dieses Buch mit dem „expandierenden Komplex der gesellschaftlichen Erinnerungskommunikation“ (Arnold, S. 92) auseinandergesetzt hat. //



PROF. DR. SIEGFRIED QUANDT hat den Gießener Studiengang Fachjournalistik mit historisch-politischem Schwerpunkt gegründet und zwanzig Jahre lang geführt. Er ist Leiter des Gießener TransMIT-Zentrums für Kommunikation, Medien und Marketing und Präsident des Deutschen Fachjournalisten-Verbandes.